

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 15 (1910-1911)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Charlotte von Stein  
**Autor:** E. G. / Stein, Charlotte von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-310797>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

6. Volkers Nachtgesang für Männerchor a cap. (E. Geibel) Hermann Suter.
7. Die Allmacht (L. Pyrker), für hohe Stimme mit Orgelbegleitung . . . . . Franz Schubert.
8. Zwei Männerchöre:
  - a) Die Nacht . . . . . Franz Schubert.
  - b) Auf den Alpen (H. Leuthold) . . . . . Hans Huber.

Die Festteilnehmer haben *freien Eintritt* (durch das Hauptportal und die Galluspforte).

Allfällige Änderungen des Programms vorbehalten.

---

## Charlotte von Stein.

Der Liebe Goethes zu dieser Frau haben wir zwei der edelsten Dramen der Weltliteratur zu danken, Iphigenie und Tasso. Die tiefe Einsicht in das Wesen und Leiden des weiblichen Geschlechts, die sich darin offenbart, gewann der Dichter durch seine Freundin, die schon vor den Romantikern, vielleicht als die erste in Deutschland, die eingeschränkte Lage der Frau fühlte und laut beklagte. Deshalb interessiert sie uns mehr, als alle andern Freundinnen Goethes, und es lohnt sich der Mühe, den Spuren ihres Lebens nachzugehen.

Nach Goethes Tode schien sie der Vergessenheit anheimzufallen, bis im Jahre 1846 ein Bändchen Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein erschien, dem auch einige Briefe der Frau von Stein beigegeben waren. Aus dieser Publikation konnte man auf das vertraute Verhältnis schliessen, das zwischen den beiden Familien Goethe und Stein geherrscht hatte. Zwei Jahre später gab Adolf Schöll den ersten Band von Goethes Briefen an Frau von Stein heraus. „Und von nun an ging ein Schatten, den man Charlotte von Stein nannte, den Leidensweg der Berühmtheit.“ Mit diesen Worten schliesst Wilhelm Bode sein umfangreiches Buch über Frau von Stein, das die Hauptquelle der folgenden Ausführungen ist.

Diese Schlussbemerkung Bodes ist gerechtfertigt. Zuerst wurde Frau von Stein idealisiert, später angeklagt. Man zweifelte daran, dass sie der Liebe und Verehrung Goethes würdig gewesen sei. Ihr Bild muss neben Christiane Vulpius verblassen, und am gnädigsten urteilt noch der, welcher findet, es sei ganz gleichgültig, wes Geistes Kind sie in Wirklichkeit gewesen sei, es genüge, sie als eine Schöpfung Goethes, als Iphigenie und Leonore zu betrachten. Bode aber glaubt mit Recht, die Frau, die zehn Jahre lang Goethe beglückt und inspiriert habe, brauche die Sonde des Forschers nicht zu scheuen, und er gibt uns anhand eines reichen Tatsachen- und Briefmaterials ein klares und objektives Bild der Vielumstrittenen.

Charlotte von Stein entstammt einer Familie, deren Glieder sich fast ausschliesslich dem Hofdienst widmeten. Sie wurde als Tochter des Kammerjunkers von Schardt am 25. Dezember 1742 in Eisenach geboren, verlebte aber den grössern Teil ihrer Kindheit in Weimar, wohin ihre Eltern bald darauf übersiedelten. Sie und ihre Geschwister verlebten eine glücklose Jugend, da sie unter der grämlichen Laune und Tyrannei des früh in den Ruhestand versetzten Vaters zu leiden hatten. Die Mutter, eine liebreichere, aber das Leben schwer

nehmende Frau, erzog die Kinder in ernster Frömmigkeit. Unter den vier Geschwistern war Charlotte die Begabteste. Sie genoss die Schulung der adeligen Damen jener Zeit: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Französisch, Musik und Tanz. Besonderes Talent zeigte sie für den Tanz und erregte durch diese vielgeschätzte Kunst später am Hofe Bewunderung.

Mit 16 Jahren wurde das Fräulein von Schardt Hofdame bei der Herzogin Anna Amalie. Durch ihren Vater, der ein feiner Hofmann war, hatte sie von früher Jugend an sich in alle Regeln des vornehmen Anstandes schicken gelernt. Dieser wurde ihr deshalb zur zweiten Natur, so dass der berühmte Arzt Zimmermann ihr in einem Briefe an den jungen Gœthe das Zeugnis gab: „Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bei ihr zu einer sehr seltenen hohen Simplizität veredelt.“ Wir denken bei diesem Ausspruch an die Stelle im Tasso: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“

Im Alter von 22 Jahren vermählte sich Charlotte von Schardt mit dem Kammerjunker und spätern Oberstallmeister Josias von Stein, einem schönen, weltgewandten Manne. Von Charakter war er rechtschaffen, gutherzig, gefällig, ein angenehmer Gesellschafter. Trotzdem fühlte sich die junge Gattin nicht, wie andere Frauen unter solchen Verhältnissen, restlos glücklich. Sie war eine hochstrebende, aber kühle Natur, die an sich und andere hohe Anforderungen stellte und sich weder als Gattin noch als Mutter blinden Instinkten hingeben konnte. Keine übermächtige, allgewaltige Mutterliebe half ihr über die Beschwerden, welche die Mutterschaft mit sich bringt, hinweg. Und in jener Zeit war der Frauen Zustand beklagenswerter, als heute. Zahlreiche Geburten, die infolge ungeschickter Behandlung der Mutter mit Kränklichkeit und Gefahr verbunden waren, und grosse Säuglingssterblichkeit, auch in wohlsituirten Kreisen, brachten Angst, Schmerz und Trauer in die Familien. Charlotte von Stein war zart und kränklich und litt schwerer als eine andere unter dem allgemeinen Frauenschicksal. Von sieben Kindern blieben ihr nur drei Söhne erhalten, Ernst, Karl und Friedrich.

In das Leben der ernsten Frau, die in müder Resignation dahinlebte, drang durch Gœthes Ankunft in Weimar der belebende Sonnenstrahl. Er brachte ihr Wärme, Licht und Unsterblichkeit.

Am 7. November 1775 erschien der berühmte, mit Spannung erwartete Gast in Weimar. Er traf Frau von Stein oft in Gesellschaft und fühlte sich bald zu ihr hingezogen. Anfangs Dezember waren die beiden schon so gute Bekannte, dass Gœthe in Kochberg, dem Steinschen Familiengute, der Hausfrau einen Besuch abstattete. Sie sprachen sich über die Verhältnisse am Hofe aus, und Frau von Stein gab dem Neuling mit der ihrem Charakter eigentümlichen Offenheit Aufschluss und Rat. Gœthe schrieb damals zur Erinnerung an diese erste vertraute Stunde auf die innere Platte ihres Schreibtisches seinen Namen ein.

Es wäre ein törichter Versuch, Gœthes stets wachsende Neigung zu Frau von Stein psychologisch erklären und das Rätsel lösen zu wollen, warum die sieben Jahre ältere Freundin ihn so ganz fesselte, dass er alle jungen, schönen Mädchen der Weimarer Gesellschaft verschmähte. Die Sympathie, die einen Menschen zum andern zwingt, bleibt im letzten Grunde immer ein Geheimnis. Verständlich wird uns Gœthes Liebe, wenn wir an sein starkes Anlehnungs- und Mitteilungsbedürfnis denken. Leidenschaft, Schuld, Kampf hatte seine Brust

zerrissen; hier trat ihm eine Frau entgegen, ruhig und vornehm, gereift und fest, der er volles Vertrauen schenken, der er sein gärendes Innere zeigen durfte. Er fand in ihr eine neue Schwester.

„Ach, du warst in abgelebten Zeiten  
Meine Schwester oder meine Frau!“

klang es von seinen Lippen.

Charlotte von Stein bemühte sich, den ungestümen Jüngling in Schranken zu halten. Durch sie wurde der jugendliche Stürmer und Dränger zum ruhigen, ernsten, tatkräftigen Manne. Die schönsten Huldigungen brachte er ihr in seinen Dichtungen dar.

„Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn  
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,  
So war auch ich von aller Phantasie,  
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe  
Mit *einem* Blick in deinen Blick geheilt.

O lehre mich, das Mögliche zu tun!  
Gewidmet sind dir alle meine Tage.  
Wenn dich zu preisen, dir zu danken, sich  
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst  
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;  
Das Göttlichste erfuhr ich nur in Dir.“ Tasso.

Göethe war bald ein täglicher Gast im Hause der Freundin, und vertrat bei ihren Söhnen oft Vaterstelle, da Herr von Stein durch sein Amt von seiner Familie ferngehalten wurde. Dieser gönnte seiner Gattin die Bereicherung, die ihrem Leben durch Göethe zuteil wurde, da er ihrer kühlen Verständigkeit und ihrem Pflichtgefühl vertraute. Oft machte er selbst den Boten, der zwischen beiden Briefe hin- und hertrug. Zu Göthe stand er in freundschaftlichem Verhältnis und zeigte sich dem ausserordentlichen Menschen gegenüber frei von kleinlicher Eifersucht.

Göthe aber vergalt diese Grossherzigkeit mit der treusten Fürsorge für Charlotte und ihre Söhne. Seine ganze pädagogische Neigung ergoss sich über den Jüngsten, den kleinen Fritz, den er in sein Haus nahm, selber erzog und unterrichtete, ihn auch an seinen Reisen teilnehmen liess. Die Berichte, die Göthe von der Harzreise über seinen artigen Zögling schrieb, sind bekannter, als der Brief der Mutter an ihr Söhnchen. Sie schrieb: „Es freut mich sehr, dass Du in der schönen weiten Welt meiner gedenkst und mir Dieses, ob zwar nicht mit sehr wohlgestalteten, doch mit leidlichen Buchstaben zu erkennen gibst. Da du so viel länger weg bist, als ich glaubte, fürchte ich, es wird mit deiner Garderobe schlimm aussehen. Wenn Deine Kleider nichts taugen und Du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimde Rat Göthe, dass er mein liebes Fritzchen ins Wasser werfe. Dein Briefchen habe ich bestellt, auch an alle Pagen Dein Kompliment gemacht. Die jungen Zwiebeln zu legen will ich besorgen. Die jungen Kätzchen machen dir eine Empfehlung und springen und balgen sich wie ehemals die jungen Herren von Stein. Murz ist aber so ernsthaft worden wie deine alte Mutter. — Lebe wohl, erkenne dein Glück und bemühe Dich, durch Deine Aufführung dem Geheimde Rate wohlgefällig zu werden. Dein Vater lässt Dich grüssen.“

Ich will dieses nette mütterliche Briefchen nicht mit einem Kommentar versehen, sondern es selbst für seine Verfasserin sprechen lassen. Es sei aber hier gleich beigefügt, dass Charlotte für ihre beiden ältern Söhne nicht ein gleich starkes Interesse hatte, wie für den jüngsten, der ihr Liebling war. Karl und Ernst empfanden dies oft schmerzlich, ohne dass jedoch ihre Liebe und Verehrung für die Mutter dadurch Einbusse erlitten hätte.

Auf jener Harzreise äusserte Fritz oft den Wunsch, Goethes Mutter zu besuchen. „Wenn es Fritzen nachginge, so müsste ich nach Frankfurt; er plagt mich und tut alles, mich zu bereden. Wenn ich ihm sage, seine Mutter sei allein, so versichert er mir, die meinige würde ein grosses Vergnügen haben, uns zu sehen usw.“, schrieb Goethe an Frau v. Stein.

Später schickte er den Knaben auf einen Monat nach Frankfurt, und Frau Aja fand grosses Gefallen an dem Adoptivenkel. Zu jener Zeit hatte man allen Grund zu glauben, Goethe werde sich nicht verheiraten, sondern seine Liebe für immer der Freundin und ihrem Sohne schenken. Die Tage der leidenschaftlichen Kämpfe, die Goethe-Orest zerrissen hatten, waren vorüber, der Dichter war ruhig und ernst geworden. Charlotte hatte ihre Mission an ihm erfüllt. Allein es kam eine neue Periode der Unruhe über ihn, ein neues Wachstum forderte neue Nahrung, er suchte und fand sie in Italien. Heimlich verliess er die Freundin. Am 3. September reiste er ab, und erst im Dezember erfuhr sie, dass er in Rom weile. Das war ein harter Schlag für Frau v. Stein, und in der Einsamkeit ihres Gutes Kochberg trauerte sie dem verlorenen Freunde nach.

„Lösch das Bild aus meinem Herz  
Vom geschiednen Freund,  
Dem unausgesprochner Schmerz  
Stille Tränen weint.“

In ihrem Wesen lag etwas Stranges und Herbes, das jede Halbheit ausschloss. Darum forderte sie von Goethe die Briefe, die sie ihm in früheren Jahren geschrieben, zurück und wollte jede Korrespondenz mit ihm abbrechen. Wir kennen Goethes Bemühen, sich die Freundin zu erhalten. Die Aufzeichnungen, die er in Italien machte, waren zunächst an sie gerichtet, und nach der Rückkehr erst erfolgte der Bruch. Die Ursache liegt in Frau v. Steins stolzem Charakter und in Goethes innerer Umwandlung, die Charlotte ebensowenig verstand, wie die andern Freunde in Weimar. Wenn der Zurückgekehrte über die Zustände in der Heimat, über die Menschen, das Klima, kurz über alles klagte, fühlte sie, die ihm früher jede Lage hatte erträglich machen können, tief verletzt. Sie erkannte, dass sie für ihn recht wenig mehr bedeutete, und als nun Goethe sich mit Christiane Vulpius verband, da siegten Eifersucht und Bitterkeit über Liebe und Vertrauen, und sie wandte sich ganz von dem Freunde ab.

Es folgen nun die Jahre, in denen Frau v. Stein für die Literaturgeschichte nichts mehr bedeutet, in denen sie aber als Mensch schöne und interessante Züge aufweist. In ihrer Familie und im Freundeskreis wurde sie hochgehalten und war vielen ein Stab und eine Stütze. Obschon ihrer Natur die frauenehafte Weichheit abging, wirkte ihre Nähe nach dem Zeugnisse aller, die sie kannten, wohltuend. Die Klarheit ersetzte bei ihr die Wärme, urteilte Knebel. Wenn sie auch den besten und liebsten Freund verloren hatte, so umgaben sie noch viele treue Verehrer und Verehrerinnen. Knebels Neigung blieb ihr lebenslang und brachte oft Licht in die Verdüsterung, die Goethes Verlust in ihrer

Seele bewirkt hatte. Von diesem Freunde besitzen wir eine Charakteristik der Frau v. Stein, die uns in einem Brief an seine Schwester erhalten geblieben ist:

„Frau v. Stein ist diejenige unter allen, von der ich am meisten Nahrnng für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiss und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äusserst feinen Wissbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, grad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst.“

Diesem Urteil aus Freundesmund fügen wir ein anderes bei, das weniger einseitig günstig lautet. Es entstammt der Feder der Dichterin Amalie Imhoff, einer Nichte der Frau v. Stein, die sehr prätentiös war und deshalb oft von der Tante geduckt wurde, wenn sie gar zu hochtrabend und geziert sich geberdete. Sie empfing von dieser den Eindruck der Herbheit, Aufrichtigkeit, ja Grobheit. Sie erzählt deshalb in späteren Jahren von ihr:

„Frau v. Stein hielt sich meist in etwas herber Zurückgezogenheit, die vielversprechende Geistesentwicklung ihres Sohnes Fritz beobachtend. Sie war lange gebunden gewesen durch die Krankheit ihres gichtisch gelähmten Mannes. Die praktisch-kluge Frau erfüllte gewissenhaft ihre häuslichen Pflichten, wengleich ihr kühler Verstand sich dieselben erleichtern liess. Charakteristisch ist es, wie sie bei der Erziehung ihrer Kinder nicht die Sorge für alle kleinen Einzelheiten selbst übernahm, um desto weniger das weitere Ziel aus dem Auge zu verlieren, das sie sich gesteckt hatte. Auch in Handarbeiten war sie mehr genau anordnend als selbst ausführend; als der dritte Sohn schon das Haus verliess, stickte sie noch an einer Musselin-Mantille, deren sie vor der Geburt ihres Ältesten bedurft hatte. — Sie blieb sich ihrer Eigentümlichkeit ganz bewusst und war sehr stetig dadurch, dass sie dieselbe nicht abzulegen strebte. Eine unbeirrte Gewissenhaftigkeit war ihr der Riegel für ihre Hausehre geblieben. Der grosse, aufrichtige Zug ihres Wesens versöhnte andere mit mancher egoistischen Härte.“

Diese egoistische Härte verschwand ganz, wenn sie einen Menschen in ihr Herz geschlossen hatte, wie z. B. Lotte v. Lengefeld, die Tochter ihrer Wahl. Diese weilte oft in Kochberg bei der „Mama Stein“ und gehörte zu ihren zärtlichsten Verehrerinnen. Als die junge Freundin sich heimlich mit Schiller verlobte, bemutterte Charlotte das Paar und leistete beim Herzog Fürsprache, so dass Schiller eine Pension bekam. Später stand sie der jungen Frau in allen Nöten ihres sorgenreichen Ehelebens mit Rat und Tat bei. Einen wie innigen Anteil Frau v. Stein am Schicksal der beiden nahm, beweist ein Brief, den sie Lotte Schiller schrieb bei der Kunde von der Pension, die der kranke Dichter aus Dänemark erhielt.

„Ich danke Ihnen, lieber, bester Engel, dass Sie mir diese unsaussprechlich freudige Nachricht sogleich mitgeteilt haben. Ich hatte Kopfweh, war traurig aufgestanden, und nun ich Ihren Brief gelesen habe, ist alles vorbei! Ich möchte zu Ihnen fliegen! . . . . Auf der Reise meines Lebens habe ich einige Dinge, die mich schmerzten, eingepackt und diese Bürde, mir nicht mehr be-

wusst, auf meinem Herzen getragen. Nun kann ich Ihnen auf Ehre versichern, dass mir ordentlich physisch eine davon durch Ihre Nachricht weggehoben wurde.“

Zu den vielen, die Frau v. Stein Neigung und Vertrauen entgegenbrachten, gehörte auch die höchste Dame des Landes, die Herzogin Luise. „Ich fühle alle Tage mehr, wie lieb Sie mir sind, denn niemals habe ich für jemand so viel Freundschaft gefühlt wie für Sie, und nie werde ich mich gegen Sie ändern, sondern ich werde Sie mein ganzes Leben lieben, bis zum letzten Hauche.“ Diese Briefstelle aus dem Jahre 1792 ist nur eine der zahlreichen Liebesversicherungen aus der Feder der Fürstin, die sonst wegen ihrer Kälte und Herbheit gefürchtet wurde. Wäre Frau v. Stein ihr mehr entgegengekommen, die beiden hätten wie Schwestern gelebt. Doch Charlotte wahrte durch strenge Beobachtung der unterwürfigen Formen ihre Freiheit. Ihr stolzer Charakter eignete sich nicht zu einem Günstlingsverhältnis.

In ihrer Familie erfuhr Charlotte wechselnd Leid und Freud. Ihr Lebensgefährte wurde durch mehrere Schlaganfälle in seiner Denkkraft gelähmt und starb nach langem Siechtum im Jahre 1793. Den zweiten Sohn Ernst hatte sie schon vorher im blühendsten Jünglingsalter verloren. Freude und Sorge erlebte sie an Karl und Fritz. Der erstere, ein tüchtiger Mann, bewirtschaftete unter schwierigen Verhältnissen Kochberg, beraten und unterstützt von der Mutter. Er bereitete ihr das Glück, ihr eine geliebte Schwiegertochter zuzuführen.\* Am innigsten aber hing ihr Herz an Fritz, den Goethe geliebt und erzogen hatte. „Stirb mir nicht“, schrieb sie einst dem fernen Sohn, als er erkrankt war, „Du bist die einzige Poesie meines Lebens!“

Goethe und Fritz! Das waren und blieben, selbst in den Zeiten der Verdüsterung, die Sterne ihres Daseins. Wenn sie auch nach dem Bruch harte Worte hatte für den verlorenen Freund, die Liebe zu ihm blieb. Später fand sie ihr Gleichgewicht und damit ihr gerechtes Urteil wieder. Mit Stolz verfolgte sie seine dichterische Produktion. Brücken zu ihm hinüber bildeten Schiller und der kleine August, der zu Goethes Freude bei ihr eine mütterliche Stätte fand. Das Alter fand die Getrennten in herzlicher Freundschaft wieder, die schrille Dissonanz löste sich auf in freundliche milde Harmonie. Wie einst flogen Zettelchen, Leibgerichte und Gedichte von Haus zu Haus, und als Charlotte im Jahre 1811 den Tasso im Theater hörte, da hätte sie gerne in ihrem Kabinet Goethe zu Ehren eine goldene Lampe angezündet, „wie vor einer Gottheit“.

Es bleibt mir noch übrig, Frau v. Steins Gesinnung dem weiblichen Geschlecht gegenüber zu zeigen. Alle Stellen über die gedrückte Lage der Frau, die Goethe der Iphigenie und der Prinzessin in den Mund legt, sind aus der Freundin Seele heraus gesprochen. Immer beklagte sie den durch die Natur, durch die Sitte und die sozialen Verhältnisse geschaffenen Zustand der Frau, ohne jedoch, wie später die Romantiker und heute die Modernen, an eine Reform dieser Verhältnisse zu denken. Dafür war sie zu wenig revolutionär, zu resigniert.

„Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht“, heisst es in einem Billet an Lotte Schiller, „weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugedacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die

\* Das Bild dieser Frau v. Stein, geb. Amélie v. Seebach, befindet sich in Gertrud Bäumers Buch „Goethes Freundinnen“ irrtümlicherweise als Charlotte v. Stein. Ebenso wird es in Weimar als Bildnis Charlottens ausgehängt, mit der es gar keine Ähnlichkeit aufweist.

Stelle in einem von Ihnen vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen darin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.“

In einem Briefe vom Jahre 1796 sagt sie: „Niemand kann besser Ihre Leiden fühlen als ich, denn mir war dieses Geschäft auch auf eine schwere Art auferlegt. Von Tränen ermüdet schlief ich nur ein und schlepppte mich wieder beim Erwachen einen Tag, und schwer lag der Gedanke auf mir, warum die Natur ihr halbes Geschlecht zu dieser Pein bestimmt habe. Man sollte den Weibern deswegen viele andere Vorzüge des Lebens lassen, aber auch darin hat man sie verkürzt, und man glaubt nicht, wie zu so viel tausend kleinen Geschäften des Lebens, die wir besorgen müssen, mehr Geisteskraft muss aufgewendet werden, die uns für nichts angerechnet wird, als die eines Genies, der Ehre und Ruhm einerntet.“

April 1797: „Ich habe die Kalb, seitdem sie einmal bei mir war, nicht wieder gesehen. Wir haben eine ganz richtige Bemerkung über sie gemacht: sie kann sich recht hübsch das, was sie gerne hat, weis machen als eine Pflicht, die sie zu erfüllen hätte. Doch fand ich diesen Zug mehr bei Männern als bei unserem Geschlecht. Kant und Schiller können wohl recht haben, dass unser Geschlecht mehr aus Neigung als aus Pflicht handle, aber nur deswegen, wie ich bei vielen sehe, weil ihre Pflicht ihnen zur Neigung wird. Ich könnte viele Beispiele davon anführen, unter andern meine Mutter. Sie gefiel sich so wohl in den beständigen Aufopferungen, die sie zu machen hatte, dass, nachdem sie nach vielen Jahren zu ihrem eigenen freiwilligen Genuss kam, sie eine Öde in sich empfand, die sie noch bis jetzt nicht ganz überwinden kann. Überhaupt, glaube ich, hat die Natur dafür gesorgt, dass in unserem Geschlecht die ganze echte Tugend soll wohnend bleiben, indem bei uns kein Stolz noch Ruhm eine Triebfeder sein kann; denn unsere zu bearbeitenden Aufgaben, eben wegen ihrer tausendfältigen Kleinlichkeit etwas drückend auszuüben und doch so notwendig im Leben, sind weder der Stoff für einen Dichter, noch des Geschichtsschreibers; aufs höchste können sie einmal so nebenher wie die Wäsche der Nausikaa und das Gewebe der Penelope angeführt werden, denn die beste Hausfrau ist die allerunbedeutendste für die Welt.“

November 1798: „Ich kann über unser Geschlecht nicht so bescheiden sein, wie Sie sind. „Ich glaube, dass, wenn ebenso viel Frauen Schriftstellerinnen wären, als Männer es sind, und wir nicht durch so tausend Kleinigkeiten in unserer Haushaltung herabgestimmt würden, man vielleicht auch einige gute darunter finden würde, denn wie wenige gute gibt es nicht unter den Autoren ohne Zahl. Die Organisation ist wohl einerlei und wohl gar unsere noch feiner zum Denken, aber es ist nun einmal unsere Bestimmung nicht; darin bin ich, mein liebes Lollochen, ganz Ihrer Meinung.“

Trotz dieser almodischen Ansicht von der Bestimmung des Weibes ging Charlotte von Stein in ihrem Alter noch unter die Dichterinnen. Sie schrieb eine von Schiller sehr gelobte Tragödie „Dido“ und zwei Lustspiele. Allein sie tat es in aller Bescheidenheit, ohne Prätension, zum blossen Zeitvertreib. Mit grosser Freude begrüsste sie dagegen das Hervortreten einiger zu ihrer Zeit bedeutender Dichterinnen; denn sie erwiesen ein neues weibliches Vermögen und bestätigten das günstige Urteil, das sie je und je über die Frauen gefällt

hatte. Ob sie den Morgen, der dem weiblichen Geschlecht in der Romantik tagte, gesehen und mitempfunden hat, ist mir nicht bekannt.

Im Januar 1827 starb sie, 84jährig, eine müde Frau, noch auf dem Sterbebette ihres alten Freundes in zarter Schonung gedenkend. Man solle ihren Sarg nicht an seinem Hause vorbeiführen, verfügte sie. Gœthe aber hatte, noch im Jahre 1820, auf sein Leben zurückblickend, Shakespeare und Charlotte von Stein als die besten Erzieher seiner jungen Mannesjahre nebeinandergestellt.

„Lida, Glück der nächsten Nähe!  
William, Stern der schönsten Höhe!  
Euch verdank ich, was ich bin.  
Tag und Jahre sind verschwunden,  
Und doch ruht auf jenen Stunden  
Meines Wertes Vollgewinn.“

In Anbetracht der grossen Bedeutung, die Frau von Stein für die Entwicklung des grössten deutschen Dichters hatte, errichtete die Gœthegesellschaft auf ihrem Grabe in jüngster Zeit einen schönen Denkstein, der in Form eines weissen Marmor-Medaillons ihr Bild trägt. Als ich vor wenig Wochen diese Stätte besuchte, lagen dort zwei frische Lorbeerkränze, „der edlen Freundin Gœthes“ gewidmet von zwei Mädchenschulen aus Antwerpen und Quedlinburg.

E. G.

## Einige Gedanken über den Religionsunterricht.

Wenn man eine Religionsstunde geben will, muss man im klaren sein, unter welchem Gesichtspunkte man sie erteilen wird.

Es gibt drei Hauptgesichtspunkte: den religiösen, den moralischen und den historischen. Ein Nebengesichtspunkt ist der sprachbildende.

Über den religiösen Standpunkt lässt sich nicht streiten. Wer ein gläubiges Christenherz hat, der macht es sich natürlich zum Ziele, auch in den Kindern Glauben zu wecken. Wem aber der Glaube fehlt oder wer eine Religion hat, welche Kinder noch nicht erfassen können, der hüte sich, ein religiöses Ziel zu wählen; denn in diesem Falle kann man seinen Schülern unmöglich etwas geben. Das religiöse Ziel beiseite lassen, das heisst natürlich nicht, Gott nicht erwähnen, sondern es bedeutet nur, dass die religiöse Bildung nicht Zweck des Unterrichts ist.

Wohl die meisten Lehrer fassen den Religionsunterricht als Moralunterricht auf und mühen sich redlich ab, bei jeder Geschichte eine Lehre heraus- oder hereinzufinden. Sicherlich gehört die Pflege der ethischen Bildung in die Schule, und ganz besonders im Religionsunterricht findet man Anknüpfungspunkte und — Zeit dazu. Aber nicht die Moral an den Haaren herbeiziehen! Rein historische Erzählungen behandle man als solche. Man hüte sich auch, eine ethische Wahrheit aus einem negativen Beispiele zu entwickeln; z. B.: Wenn man den zwölfjährigen Jesus im Tempel behandelt, so wähle man nicht zum Ziele: „Ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern“ usw. Eine lustige Moral: „Der Heiland ist nicht gehorsam gewesen, macht ihm das nicht nach!“ Es gibt ja Geschichten genug, wo sich ungezwungen eine Anknüpfung findet. Man denke